

Kees van Beinum

Die Zerbrechlichkeit der Welt



Kees van Beijnum

# Die Zerbrechlichkeit der Welt

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Hanni Ehlers

C. Bertelsmann

Die niederländische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *De Offers*  
bei De Bezige Bij, Amsterdam.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene  
externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung  
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderung hat der Verlag keinerlei  
Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieser Roman geht von historischen Fakten aus, ist jedoch Fiktion und von der  
Wirklichkeit losgelöst. Wo immer ein Erzählstrang geschichtliche Ereignisse berührt,  
gilt, dass der Autor sich diese anverwandelt und fiktionalisiert hat. Das Gleiche gilt  
für die im Buch vorkommenden Personen und Orte.

Die Übersetzung wurde dankenswerterweise gefördert vom

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2014 by Kees van Beijnum

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by C. Bertelsmann, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: buxdesign, München, nach einem Entwurf  
von Studio Jan de Boer

Umschlagmotiv: Koson, Ohara (1877–1945) / Freer Gallery of Art, Smithsonian  
Institution, USA / Robert O. Muller Collection / Bridgeman Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-10281-7

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

## ERSTER TEIL



Es ist Donnerstag, heute Abend wird er sie sehen. Eine sanfte Unterbrechung der Gerichtsverhandlungen und des Aktenstudiums eine Stunde pro Woche. Mehr erwartet er nicht. Mehr möchte er nicht. Brink schließt die Augen. In Gedanken sieht er den Schatten ihrer Schultern, die kleinen Brüste, die in Japan, wie er gelernt hat, dem traditionellen Ideal weiblicher Schönheit entsprechen. Es fällt ihm schwer, sich auf Keenan zu konzentrieren. Aus den Szenen der Gewalt, die der amerikanische Hauptankläger heraufbeschwört, aus den rauchenden Trümmern Nankings steigt sie vor Brink auf wie eine leuchtende Lilie.

Auf der Zeugenbank nimmt ein Einwohner von Nanking Platz. Die Stimme des jungen Chinesen ist so leise und dünn, dass Keenan ihn zweimal ersuchen muss, lauter zu sprechen, weil der Dolmetscher ihn nicht versteht.

Mit gesenktem Blick erzählt der Zeuge, wie er sich stundenlang in einem Berg aus Leichen versteckt halten konnte.

Brink macht sich Notizen und beobachtet die Angeklagten, achtundzwanzig insgesamt. In Reihen hintereinander sitzen sie ihm gegenüber wie Zuschauer in einem kleinen Theater. Ihre glatten Gesichter, blass von den Monaten der Haft im Sugamo-Gefängnis, stechen im grellen Licht der Deckenlampen gespenstisch weiß hervor. Unergründlichkeit als erste und letzte Verteidigungslinie gegen die Richter, Protokollführer, Ankläger, Verteidiger und Journalisten, Fotografen und Kameramänner. Auf der Tribüne sitzen die japanischen Zuhörer von denen aus dem Westen getrennt.

Der Chinese erzählt, dass ein japanischer Offizier seine Lederstiefel gegen Gummistiefel austauschte und darin über den Leichenberg

lief. Den noch Lebenden schoss er mit einer Pistole in den Kopf. Über Kopfhörer lauschen die Angeklagten der Übersetzung seiner Worte. Oder tun so als ob. Bis zum Zeitpunkt der Urteilsverkündung ist ihre Welt, abgesehen von der Unsicherheit und Bedrohung, vor allem monoton und eingeschränkt. Sie werden im Gefängnis am Leben erhalten, um täglich hier vor Gericht zu erscheinen. Die Zeit von Generalsuniformen und Ministerposten, von Mythen und Doktrinen ist vorbei. Sie existieren nur noch als Kriegsverbrecher der »Kategorie A«, die man für zwölf Millionen Opfer verantwortlich macht – es können auch eine Million mehr oder weniger gewesen sein. Für die Dauer der Prozesse sind ihre Leben mit seinem, Brinks Leben, dem Leben des jüngsten der elf Richter, verknüpft.

Nach der Verhandlung fährt er nicht gleich nach Ginza, den Stadtteil, wo er sich mit ihr treffen wird. Er macht gern alles hübsch der Reihe nach und hält sich an den festen Tagesablauf, der sich in dem halben Jahr, das er jetzt hier ist, eingespielt hat. Eher aus Routine denn aus Notwendigkeit. Weil Donnerstag ist, trinkt er erst einen Whisky mit Eis an der Bar des Imperial Hotel, ein Glas, mehr nicht. Zeit, die Zeit, die einem gegeben ist und deren Ausgestaltung, ist die Grundlage für alle Vorhaben, die großen wie die kleinen. Vor zwei Wochen ist sein regelmäßiges und diszipliniertes Programmschema um ein neues Element ergänzt worden. An dem Tag, da die Phase der Enthaltbarkeit endete, die er sich selbst auferlegt hatte. Genau ein halbes Jahr war er in Tokio. Nun genehmigte er sich ein Mädchen.

Neben ihm nimmt sein Kollege Higgins Platz, ein Mann mit kerzengeradem Rücken und schmalem, gescheitem Gesicht. Higgins fischt sein Zigarettenetui aus der Innentasche seines Jacketts und zündet sich eine Lucky Strike an.

»Nächste Woche gehe ich nach Boston zurück.« Higgins bläst den Rauch über die vorgestülpte Unterlippe nach oben.

»Zurück?«, erwidert er verwundert.

»Ich habe eine Gleichung aufgestellt«, sagt der Amerikaner. »In



Anbetracht des Tempos der Ankläger wird es noch mindestens ein halbes Jahr dauern, bevor die Verteidigung am Zug ist. ... Achtundzwanzig Anwälte, die versuchen werden, jeden Buchstaben der Anklageschrift zu entkräften. ... Addiert man dazu die Gerichtsferien, die Kreuzverhöre, die Strafanträge und die Plädoyers, ist man schnell bei einem vollen Jahr angelangt. Und dabei habe ich die Urteilsverkündung noch gar nicht mitgerechnet. Es hört sich vielleicht nicht sonderlich loyal an, aber das Niveau einiger Kollegen – und das Ego anderer – lassen für die Zusammenarbeit das Schlimmste befürchten.«

»Sie können doch jetzt nicht mehr alles hinwerfen!«, hält er Higgins vor.

»Mir wurde gesagt, dass es ein halbes Jahr dauern würde«, entgegnet der Amerikaner.

Auch ihm, Brink, hatte das niederländische Außenministerium vorgespiegelt, dass er ein halbes Jahr von Frau und Kindern getrennt sein würde.

»Wissen Sie, Brink, es hat mich fünfzehn Jahre gekostet, eine der bestgehenden Anwaltskanzleien in Boston aufzubauen. Ich denke nicht daran, mich selbst zu ruinieren. Wenn ich Sie wäre, würde ich meinem Beispiel folgen. Jetzt, wo es noch geht.«

»Wir haben diesen Auftrag doch gerade deswegen angenommen«, wendet Brink ein, »weil wir nicht nur für uns selbst, für unser Büro oder für unser eigenes Land verantwortlich sein wollen.«

Higgins nickt langsam und feixt: »Schlimm genug, wenn man sich mit Naivlingen abgibt, aber noch schlimmer, wenn man selbst einer ist!«

Diese Schlagfertigkeit und Unverblümtheit hasst und bewundert er an den Amerikanern. »Das ist unser Beruf«, sagt er.

»Was?«, fragt Higgins ironisch. »Dafür zu sorgen, dass die Karriere in die Binsen geht?«

»Nein, die Japse abzuurteilen, die Millionen unschuldiger Menschen in den Tod getrieben haben. Hoffnung zu bringen, wo Verzweiflung herrscht, Recht zu sprechen, wo Unrecht regiert.«

Das kaum verhohlenen spöttische Lächeln von Higgins lässt Brinks Worte noch hochtrabender erscheinen, als sie ihm selbst schon vorkommen. Aber ob er sich nun wie ein Moralapostel anhört oder nicht, er meint schon, was er sagt. Es gehört zu den Grundvoraussetzungen der Zivilisation, dass die Schuldigen sich verantworten müssen.

»Ich habe nicht gesagt, dass ich gegen dieses Tribunal bin.« Higgins' Blick schweift lustlos durch den sich allmählich füllenden Raum. Es ist Zeit für den feierabendlichen Drink. Manchmal hat es den Anschein, als seien die Bar und die Lobby des Imperial Hotel der eigentliche Mittelpunkt der Prozesse. Tag für Tag werden hier von Richtern, Anklägern, Sachverständigen und Mitgliedern des Stabs der amerikanischen General Headquarters, GHQ, Verhandlungen besprochen, Angeklagte gewichtet, Vorgriffe auf die Urteile ange stellt.

»Aber die Exkursion in die Berge am Samstag nehme ich schon noch mit, die möchte ich mir nicht entgehen lassen«, sagt Higgins. »Habt ihr bei euch in Holland Wasserfälle?«

Brink schüttelt den Kopf.

»Nein? Dann werden Sie begeistert sein, glauben Sie mir.«

In seinem Zimmer ist es grässlich heiß. Er dreht den Schalter des Deckenventilators auf die höchste Stufe, doch in der drückenden Hitze wird keine Bewegung spürbar. In Unterwäsche tippt er mit schwitzigen Händen die Notizen dieses Tages ins Reine und heftet sie in einem der grauen Ordner ab, die auf seinem Schreibtisch am Fenster stehen. Dann macht er das Radio an und beginnt im lauen Luftstrom des Ventilators mit seinen Kniebeugen. Um sieben Uhr betritt er das Badezimmer. Es ist ein opulenter Raum mit Marmor und Spiegeln und einer Wanne, in die seine drei Kinder alle gleichzeitig hineinpassen würden. Um vieles komfortabler als die einfache, ein wenig spartanische Ausführung in seinem eigenen Haus in Doorn, das früher seinen Schwiegereltern gehört hat. Er ist in-

zwischen an den Luxus seiner Unterkunft gewöhnt, die Doppelsuite mit dem schweren Mobiliar aus dunklem Tropenholz und Leder. Das Hotel im Kolonialstil wurde von Frank Lloyd Wright entworfen, was, wie manche meinen, Grund dafür war, dass die amerikanische Luftwaffe es bei den heftigen Bombenangriffen auf Tokio verschont hat. Als er sich nach dem Duschen vor dem Spiegel rasiert, wundert er sich immer noch über Higgins' unsinnigen Beschluss. Anders als der Amerikaner ist er gerade davon überzeugt, dass dieses Tribunal seiner Karriere förderlich sein wird.

Mit frisch rasierten, prickelnden Wangen und in leichtem Sommeranzug steigt er um halb acht zu seinem Fahrer Sergeant Benson in den vor dem Hotel auf ihn wartenden Buick mit dem rot-weiß-blauen Wimpel vorn auf dem Kotflügel. Er sinkt in das Leder der Rückbank und gibt sich dem Verlangen, dem Flirren, diesem seltsam hoffnungsfrohen Gefühl hin, mit dem er auch vor genau einer Woche nach Ginza fuhr.

Das letzte Stück zu dem heruntergekommenen alten Herrenhaus, in das sie ihn mitgenommen hatte, geht er zu Fuß. Das erscheint ihm in dieser relativ guten Wohngegend als kein allzu großes Risiko, zumal es noch hell ist. Er möchte Sergeant Benson nicht mehr wissen lassen als unbedingt nötig. Es geht das Gerücht, dass die Fahrer umgehend dem amerikanischen Nachrichtendienst Bericht erstatten.

Sie erwartet ihn nicht wie vor einer Woche an der Tür. Er zögert und schaut sich um. Ein magerer Mann mit spitzem Strohhut, eine lange Stange mit einem Tragekorb an jeder Seite über der Schulter, geht vor ihm vorbei. Auf der Fahrbahn hält ein offener amerikanischer Militärlastwagen mit weißem Stern auf der Seitentür. Die Besatzer sitzen rauchend und redend auf der Ladefläche. Einer von ihnen deutet zu ihm herüber, und plötzlich sind aller Augen auf ihn gerichtet. Er dreht sich um und betritt das Haus. In der Diele zeigen Schuhe mit ihren kahlen Spitzen zur Haustür. Auf Strümpfen

taucht ein Gerippe in verschlissenem Hemd und von einer Schnur zusammengehaltener Nadelstreifenhose auf. Der aristokratische Alte verneigt sich vor ihm, während hinter ihm seine Frau erscheint, krumm und grau.

Weil er bei seinen vorigen Besuchen nur die Frau bemerkt hat, wendet sich Brink an sie.

»Ich bin mit Yuki verabredet«, sagt er auf Englisch. Sowie er den Namen ausgesprochen hat, wird ihm bewusst, dass es wahrscheinlich nicht ihr richtiger Name ist.

Die Frau verbeugt sich und wirft einen flüchtigen Blick auf seine Schuhe. Er erinnert sich, wie Yuki in der Diele vor ihm niedergekniet ist, um ihm aus seinen Schuhen zu helfen. Wird von ihm erwartet, dass er sie sich jetzt selbst auszieht? Die Frau wechselt einige Worte auf Japanisch mit ihrem Mann, der nach einer nachdenklichen Stille das Wort an ihn richtet.

»Sie ist weg«, sagt er und verfällt dann wieder in Schweigen. Brink spürt, wie ihm der Schweiß über den Rücken läuft. Es ist furchtbar stickig in der Diele. Das Holz des Fußbodens glänzt im Licht der tief stehenden Sonne, das hinter ihm hereinfällt. Nichts weiß er von Yuki oder wie immer sie heißen mag, nichts außer dem, was sich zwischen ihren Körpern abgespielt hat. Vielleicht hat sie bei diesen bescheidenen Leuten ein Zimmer gemietet, wohnt hier als Untermieterin. Es ist auch gut möglich, dass sie sich hier nur gewerblich aufhält und pro Stunde bezahlt.

»Kommt sie wieder?« Er ist sich seiner selbst bewusst, als der große Weiße im tadellosen Sommeranzug aus Leinen. Auf Lederschuhen, als augenfälligem Symbol der Verletzung, des Hausfriedensbruchs.

»Nein«, antwortet der Mann.

»Heute nicht mehr?«, fragt er.

»Gar nicht mehr«, ist die Antwort.

Gar nicht mehr? »Wo ist sie hin?«, will er wissen.

Der Mann verbeugt sich, verschwindet in einem der Zimmer und kehrt kurz darauf mit einem Wörterbuch zurück, das fast auseinander-

derfällt. Ruhig blättert er die Seiten unter seinem knochigen Daumen durch, bis er gefunden hat, was er sucht.

»Mädchen verschwinden. Niemand weiß, wohin.«

Er lässt Sergeant Benson zweimal die Hauptstraße auf und ab fahren und dirigiert ihn dann zu den viel dunkleren, ärmlicheren Seitenstraßen mit den zerstörten Häusern. Nirgendwo in dem immer bedrohlicher und schäbiger werdenden Viertel mit immer verlotterteren Bars und Restaurants sieht er sie. Auch keine anderen Mädchen. Sergeant Benson beobachtet ihn im Rückspiegel. Er fühlt sich ertappt und gibt die Anweisung, zum Hotel zurückzufahren. Es ärgert ihn, dass er betroffen ist. Er hat sein Leben so eingerichtet, dass für Enttäuschung wenig Platz ist. Umso mehr irritiert es ihn, dass jemand, ein Mädchen, das er kaum kennt und das sich eines »Künstlernamens« bedient, Einfluss auf seine Gemütsruhe ausübt. Sie kommen an dem hohen, hell erleuchteten Gebäude der GHQ vorüber, von wo aus General MacArthur Japan lenkt. In seinem Hotelzimmer bewahrt Brink eine Ausgabe von *Stars and Stripes* auf, in der er neben dem General abgelichtet ist, ein Foto, das bei einem Empfang der Richter gemacht wurde. Sie fahren an den weitläufigen, von großen, dunklen Steinmauern eingefassten Gärten des Kaiserpalasts entlang und befinden sich nun auf dem letzten geraden Stück Richtung Hotel. Er weiß, dass er das Mädchen und die geplatzte Verabredung jetzt am besten vergessen, die Sache auf sich beruhen lassen sollte. Doch stattdessen bittet er Sergeant Benson, an der Kreuzung nach links abzubiegen und zur Tokio Station zu fahren.

Michiko steigt aus dem Wagen der Ginza-Linie und läuft mit dem Strom der Fahrgäste auf die Sperren am Ende des Bahnsteigs zu. Dem Gedränge, dem Schweiß und den Läusen entronnen, ist ihr, als sei sie mit einem Schlag von einer Krankheit genesen. Vor ihr schlurft ein zu Tode erschöpfter alter Mann. Einer der vielen, die vom Land zurückkehren, mit gehamsterten Lebensmitteln in Proviantbeuteln, Taschen und Bündeln – Reis, Bohnen, Obst, den kläglichen Restchen, von den Bauern nur gegen Wucherpreise oder Familienschmuck hergegeben.

Der Krieg ist auf den Tag genau ein Jahr vorbei. Vor den Tempelschreinen beten die Menschen nicht mehr für den Sieg der kaiserlichen Truppen, sondern flehen um Essen. Alles dreht sich ums Essen. Michiko ist eine der Glücklichen, die sich jeden Tag mindestens einer anständigen Mahlzeit sicher sein können. Dieses Privileg hat sie ihrer Stimme zu verdanken. Zwei Entscheidungen, die zu dem Zeitpunkt, da sie getroffen wurden, aus ganz anderen Gründen wichtig erschienen, haben ihr Leben geprägt. Der Beschluss ihrer Eltern, aus einem kleinen Bergdorf in der Präfektur Nagano nach Tokio zu ziehen, als sie noch klein war. Und ihr eigener Beschluss als Siebzehnjährige, alles daranzusetzen, am Tokioter Konservatorium zugelassen zu werden. Ihre Stimme war ihre Rettung.

Auf den schmutzigen Treppen des Bahnhofs hocken ganze Familien. In Lumpen und Fetzen lehnen sie auf ihrem Gepäck oder an den Wänden. Vor dem Bahnhofsgebäude betteln Jungen mit kahl rasierten Schädeln amerikanische Soldaten um Kaugummi und Zigarettenskippen an.

An den Ständen im Park gieren Kinder mit großen, sehnsüchtigen

Augen nach den Süßkartoffeln und dem Trockenfisch, die im Schatten von Schilfmatten feilgeboten werden. Am Straßenrand hockt ein barfußiger Mann mit Schwären im ungewaschenen Gesicht in der sengenden Sonne. Ein aufgetrennter Reissack aus Jute bedeckt seinen nackten Leib. Als sie an ihm vorüberkommt, hält ihr der Mann ein gesprungenes Schüsselchen für ein Almosen hin. Sie geht erhobenen Hauptes und ohne einen Blick in seine Richtung vorbei. Einige Meter weiter hat sich der Nächste postiert, reglos, in einem viel zu warmen, verschlissenen Anzug und mit Hut. »Bürovorsteher sucht Arbeit«, steht in sauberer Handschrift auf einem Stück Pappe auf seinem Schoß.

Sie nähert sich Asakusa, ihrem alten Viertel. Hier, wo sie mit ihren Eltern in einem einfachen Holzhaus gewohnt hat, ist nun Ödnis, so weit das Auge reicht, verkohlte Ruinen, aus denen immer noch Asche aufstäubt, vereinzelt heben sich stehen geliebene Bäume als schwarze, blattlose Silhouetten gegen den Himmel ab. Der warme Wind trägt ihr den Brandgeruch zu. Am Rande dieser verbrannten Fläche sind Arbeiter mit Hämmern, Sägen und Bohrern dabei, Baracken zu bauen. Für die Überlebenden. Für die Zukunft.

Sie kommt ein paarmal im Monat nach Asakusa. Der Gang über diese staubige Straße voller Löcher und wucherndem Unkraut ist eine Reise in die Welt der Geister. Diese Straße, die keine Straße mehr ist, dort, wo die Menschen keine Menschen mehr sind, führt sie in ihre Jugend zurück, zu ihrer Familie, zu Gesichtern von Nachbarn und zu kleinen Holzveranden mit Blumentöpfen, zu kleinen Läden und Werkstätten und Hühnerställen im Hinterhof.

Den gleißenden Sonnenschein auf Gesicht und Schultern, nähert sie sich den aus Trümmerholz zusammengezimmerten Behausungen. Dort erwartet sie eine einfache Frau von Mitte fünfzig mit gräulicher Haut und tief in den Höhlen liegenden Augen. Sie ist mager wie eine streunende Katze, und ihre Wangen sind eingefallen, da ihr einige Backen- und Schneidezähne fehlen.

»Willkommen, Michiko.« In ihrem ausgebleichen Kimono kniet sich Frau Takeyama, ihre frühere Nachbarin, in der Türöffnung ihrer Hütte hin und verneigt sich.

Michiko verneigt sich gleichfalls, und Frau Takeyama heißt sie ein zweites Mal willkommen. Ihre Begrüßung geht wie gewöhnlich mit einer Entschuldigung für ihre ärmliche Behausung einher, wo gerade einmal Platz ist für einen Futon zum Schlafen, ein Schränkchen und ein paar Töpfe und Pfannen. Jemanden drinnen zu empfangen ist unmöglich.

Neben ihrer Baracke, im Schatten der rostigen Bleche, die als Wand dienen, hat sie eine Matte ausgebreitet. Im Schneidersitz trinken sie Tee, wahrscheinlich aus den Blättern aufgebrüht, die Michiko bei ihrem letzten Besuch mitgebracht hat.

»Dein Kleid ist fertig«, sagt Frau Takeyama leise, »das Futter musste ich ein bisschen einkürzen.«

»Vielen Dank.«

»Wann ist dein Auftritt?«

»Heute Abend.«

»Es wird bestimmt schön.« Dürr reckt sich der Hals von Frau Takeyama aus dem Ausschnitt ihres Kimonos.

Früher war Frau Takeyama Schneiderin in einem Atelier, das es mit den dort gefertigten kunstvollen Kimonos zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hatte. In den letzten Kriegsjahren, im Tal der Finsternis, nähte sie dann statt Kimonos Fallschirme für die Armee. Jetzt übernimmt sie Änderungsarbeiten. Viel gibt es nicht zu tun, denn die Leute tragen ihre alten Zivilschutzuniformen und alles, was sie sonst noch im Schrank haben, so lange es geht, und jede japanische Hausfrau ist ihre eigene Schneiderin.

Aus der Hütte nebenan, wo der alte Herr Kimura mit seiner Katze wohnt, ertönt leises Wimmern. Ein winziges Anheben der dünnen Augenbrauen verrät Frau Takeyamas Unbehagen, aber sie sagt nichts. Auch Michiko tut so, als höre sie nichts.



Frau Takeyama erhebt sich und geht hinein, um Michikos Kleid zu holen. Sie zeigt ihr die nahezu unsichtbaren Ausbesserungen am Futter. Mit einer raschen Bewegung pflückt sie einen Fussel von dem schwarzen Samtstoff. Dann legt sie das Kleid fein säuberlich zusammen und reicht es Michiko. Mit einer Verbeugung dankt sie Michiko für die einhundertfünfzig Yen. In einer Papiertüte hat ihr Michiko ein paar Scheiben geräuchertes Schweinefleisch mit ein bisschen Reis und zwei gekochte Eier mitgebracht. Die Reste von dem, was in den vergangenen Tagen im Hause von Frau Haffner auf den Tisch kam und sie in der Küche abzweigen konnte, wenn die Köchin kurz zur Tür hinaus war. Mit der Restetüte in der Hand verneigt sich Frau Takeyama noch einmal ganz tief. Außer ihrer Würde hat sie nichts mehr zu verlieren, und es ist ehrsamer, für eine Arbeit vergütet zu werden – mit Geld, mit Essen –, als auf milde Gaben angewiesen sein zu müssen. Deshalb verschafft Michiko Frau Takeyama immer wieder etwas zu tun. Von den Resten, die sie mitbringt, gibt Frau Takeyama, wie sie weiß, ihrem Nachbarn etwas ab, der wiederum seiner Katze gibt, was er sich vom Mund abspart. Die Restekette ist lang und barmherzig.

»Wo soll denn der Auftritt heute Abend sein?«, fragt Frau Takeyama. »Im Haus von Frau Haffner?«

»Ja. Und morgen steht ein Engagement für einen Liederabend im Imperial Hotel auf dem Programm.«

Frau Takeyama nickt beifällig. »Im Imperial Hotel? Nicht alles ist weg. Dorthin kamen die vornehmen Leute. Aber die vornehmen Leute von damals sind nicht mehr die vornehmen Leute von heute.«

Der Inhalt ihrer Gespräche ist vorhersagbar. Sie wissen, was sie voneinander hören möchten, und schenken einander immer wieder dieselben Worte. Michiko erzählt Frau Takeyama, was sie so alles erlebt. Anfangs war sie dabei relativ zurückhaltend, beschränkte sich auf die reinen Fakten: die Partie, die sie in einem Oratorium gesungen hatte, die Rolle in einer Oper, den Auftritt mit Frau Haffner fürs Radio. Sie

fürchtete, dass diese Frau, die sich unter so ärmlichen, niederdrückenden Umständen behaupten muss, ihre Erzählungen über musikalische Soireen, Auftritte in Botschaften und Empfänge, bei denen französische Weine kredenzt wurden, als anmaßend empfinden würde. Doch dem ist ganz und gar nicht so. Frau Takeyama freut sich vielmehr auf die detaillierten Berichte von ihren Erlebnissen in dieser anderen Welt. Sie möchte hören, was während des Dinners im Hause von Frau Haffner gesagt, gespielt und gesungen wurde, wer dort war, was aufgetischt wurde. Nicht eine frische Erdbeere will sie sich entgehen lassen. Und während sie Michiko mit jeder Faser ihres ausgezehnten Körpers lauscht, nimmt sie alles Wort für Wort in sich auf.

Die Neugierde auf das, was sie einander zu erzählen haben, ist gegenseitig. Michiko für ihr Teil ist unersättlich, was Frau Takeyamas Augenzeugenberichte von den Bombenangriffen angeht. In jener Nacht im März, als Michiko nach einem Auftritt bei Frau Haffner übernachten musste, weil der anhaltende Luftalarm es ihr unmöglich machte, noch nach Hause zurückzukehren. Der Feind war im Anflug. Keiner wusste, auf welchen Teil Tokios die B-29-Maschinen ihre Bomben diesmal abwerfen würden. Nicht hier, flehte sie. Nicht hier. Bei Frau Haffner, in einen Schrank gekauert, einen Haufen Mäntel über dem Kopf, hörte sie die Sirenen heulen, die Luftabwehrgeschütze knattern, die schweren Flugzeugmotoren dröhnen, und dann die Bombeneinschläge, einen nach dem anderen. Das dumpfe Wummern der Druckwellen ließ sie in ihrem Schrank am ganzen Leib zittern. Nicht hier, flehte sie die Dunkelheit an. Erst als die Sirenen Entwarnung gaben, dachte sie an ihre Eltern.

Frau Takeyama war an jenem Abend zu Hause. Zusammen mit ihrem Mann, ihrer Tochter und ihrer sieben Monate alten Enkelin. Die einschlagenden Brandbomben entzündeten die Häuser wie Stroh. Männer, Frauen und Kinder rannten nach allen Seiten davon, ohne zu wissen, wohin. Frau Takeyama folgte ihrem Mann. Ein glutheißer Wind erhob sich, der ihnen Gesicht und Lunge versengte. Sie strauchelten über alte Menschen, die nicht rechtzeitig aus ihren

Häusern gekommen waren und mit brennenden Haaren über die Straße rollten. Sie folgte ihrem Mann, bis der nächste Bombeneinschlag alles um sie herum in Dunkelheit tauchte. Verwundert, dass sie noch lebte, wühlte sie sich aus Erde und Trümmern heraus, dorthin, wo Schreie und Fußgetrappel zu hören waren.

An der Oberfläche angelangt, war sie zurück in Feuer und Hitze und Rauch. Überall brennende und schwelende Leichen. Sie suchte nach ihren Angehörigen, fand sie aber nicht. Ein Mann vom Zivilschutz nahm sie beim Arm und lotste sie durch die Flammen und über die Leichen zum Fluss. Vor ihr sprangen Menschen in das dunkle Wasser. Sie zögerte, doch eine andere Frau gab ihr die Hand, und sie sprangen gemeinsam. Das Kinn auf der schaukelnden Wasseroberfläche, sah sie ganze Straßenzüge wie riesige Fackeln in der Nacht brennen. Sie fühlte die Hitze und den Rauch in ihrer Lunge stechen. Wie die anderen ließ sie sich im Strom treiben. Bis sie in ein Boot gezogen wurde und eine Stimme sprach: »Du hast es geschafft.«

Aus der Hütte von Herrn Kimura ist erneut Weinen zu hören, schwächer jetzt, kaum mehr wahrnehmbar. Diesmal ignoriert Frau Takeyama den Kummer ihres alten Nachbarn nicht.

»Heute ist es genau ein Jahr her.«

»Schon ein Jahr«, sagt Michiko und blickt ins Leere. Als der Krieg zu Ende war, schien es, als stehe die Zeit still. Als würden das Land und die Menschen und die Zukunft in einen Strudel hinabgerissen, aus dem kein Entkommen möglich war. Dass das Leben schließlich wieder seinen Lauf genommen hatte, dass aus Tagen Wochen, aus Wochen Monate geworden waren, war vielleicht noch das größte Wunder.

»Der Kaiser.« Frau Takeyama macht eine Kopfbewegung zu Herrn Kimuras Hütte hin.

Wer kann sich noch den Kaiser aus der Zeit vor jenem Tag vor einem Jahr vorstellen? Als er noch ein Gott war, unerreichbar, unberührbar. Er durfte unter der Bedingung Kaiser bleiben, dass er sei-

nen Platz unter den Göttern aufgab. Seine Stimme, die nie jemand gehört hatte, erklang im Radio, wie von einem Menschen. Ohne dass der Himmel donnernd auf die Erde herabstürzte. Kapitulation, sagte er, Ergebung. Dass der Kaiser wie ein Mensch gesprochen hatte, war für Männer wie Herrn Kimura bedrückender als alle Toten.

Arm in Arm gehen Michiko und Frau Takeyama über die verbrannte Fläche, auf der nur noch Unkraut wachsen will und hier und da eine Wildblume. Nach jener Bombennacht, als der Fortschritt in ihrem Viertel um ein paar hundert Jahre zurückgedreht wurde, war Michiko im ersten Tageslicht nach Asakusa geeilt. Auf dieser Fläche, wo jetzt nur noch Asche aufstäubt, hatte sie zwischen den schwelenden und rauchenden Trümmerhaufen gesucht und gesucht. Die Sonne beschien die aufgestapelten Leichen. Von allen Gesichtern kann sie sich nur noch eines vergegenwärtigen. Das eines Mädchens am Straßenrand. Die Wangen und der Mund voller Flecke und Blasen, die Hände und Knie schwarz, Brille und Kleidung mit der Haut verschmolzen. Und sie hatte sich gefragt, wie es sein konnte, dass dieses Mädchen so ganz allein dalag, wo seine Mutter war, sein Vater, seine Geschwister.

Michiko und Frau Takeyama sind die Überlebenden. Sie bleiben stehen und starren in die Ferne, auf den mit geschmolzenem Metall vermischten Steinhaufen, der einmal die Textilfabrik war, in der ihr Vater gearbeitet hat. Das einzig Lebendige, das Michiko hier sieht, sind die hoch oben in der Thermik segelnden Greifvögel, die kleine Kreise beschreiben über dem Land und dem Geruch der Niederlage, der vom Hügel, dem Massengrab der namenlosen Opfer, ausströmt.

Sie weiß nicht, ob ihre Eltern in diesem Grab ruhen. Genauso wenig wie Frau Takeyama weiß, ob ihr Mann, ihre Tochter und ihre Enkelin dort liegen. Die meisten Leichen waren verstümmelt, verkohlt, unkenntlich. Sie wurden auf Lastwagen abtransportiert oder vom Fluss im Gezeitenstrom zum Meer getragen. Alles was Michiko und Frau Takeyama noch tun konnten, war, im Tempel Kerzen anzuzünden und Sutras rezitieren zu lassen.

»Wir haben es überlebt«, sagt Frau Takeyama, wie immer, wenn sie hier stehen.

»Ja, wir haben Glück gehabt«, pflichtet Michiko ihr bei, wie immer, wenn Frau Takeyama ihre rituellen Worte spricht.

»Wir Glücklichen«, ergänzt Frau Takeyama.

»Wir Glücklichen«, wiederholt Michiko.

Besonders lebhaft erinnert sie sich daran, wie ihr Vater frühmorgens mit kerzengerade gezogenem Scheitel und Brotbüchse unter dem Arm aus dem Haus ging.

Als sie zur Hütte von Frau Takeyama zurückkehren, steht Herr Kimura, klein und hager, in seiner Tür. Er kaut auf etwas, das wie ein Strohhalbm aussieht. Es tut ihr gut, dass er nicht mehr drinnen sitzt und jammert. Wenn Menschen ihren Hunger mit etwas stillen können, das genau genommen ungenießbar ist, wenn sie aufhören, um den Kaiser zu weinen, und ihre Tränen trocknen, wenn sie auf ihre Weise Dinge tun, die sie früher für unmöglich gehalten hätten, dann muss tief in ihnen etwas sein, was das Leben für sie lebenswert macht.

»Frau Haffner hat eine Seidenbluse, bei der eine Manschette eingerissen ist«, sagt Michiko. »Sie ist damit am Verschluss ihres goldenen Armbands hängen geblieben. Ein Winkel, vielleicht gar nicht zu reparieren ...«

»Ich werde gern versuchen, es wieder in Ordnung zu bringen.«

Auf dem Butsudan, dem Hausaltar, nicht mehr als einem Apfelsinenkistchen, zündet Frau Takeyama zwei Kerzen an, bevor Michiko geht. Auf ein Kärtchen hat sie die Namen ihres Mannes, ihrer Tochter und ihrer Enkelin geschrieben. Hinter einem verdorrten Pinienzweig liegt ein Foto von ihrer Tochter, die das Baby in den Armen hält.

In der Tür stehend, starrt Michiko eine Weile auf die Kerzenflammen.

»Heute Morgen war ein junger Mann hier«, sagt Frau Takeyama, »in einer alten Armeeuniform. Er kam direkt aus dem Krankenhaus. Seine eine Gesichtshälfte war entstellt, und er ging mit einer Krücke.

Eine gute halbe Stunde hat er dagestanden und auf das geschaut, was nicht mehr ist.«

»Kam er aus Asakusa?«, will Michiko wissen.

»Nein, er hat zwar nicht viel gesagt, aber seinem Akzent konnte ich entnehmen, dass er aus dem Norden kam. Er gehe nach Hause zurück, sagte er, in sein Dorf.«

Noch ein letztes Mal verneigen sie sich voreinander, ehe Michiko in der brennenden Sonne den Heimweg antritt. Über ihrem Arm hängt das umgearbeitete Kleid, das sie vor Langem einmal von ihren Eltern zum Geburtstag geschenkt bekam. Zusammen mit einem Paar Schuhe ist es alles, was ihr aus der Zeit vor den Bomben geblieben ist.

Der Obdachlose mit dem kaputten Jutesack am Leib sitzt nach wie vor auf der Straße. Von der Hitze benommen, ist er halb zusammengesackt. Sie richtet sich auf und geht mit erhobenem Kinn an ihm vorüber.

Steh auf, denkt sie. Steh auf.

Die Haut in seiner Achsel scheuert und brennt, die Krücke scheint sich bei jedem Schritt tiefer in sein Fleisch zu bohren. Auf dem Flur des Krankenhauses hat Hideki in den vergangenen Wochen mit der Krücke geübt, aber nie länger als eine halbe Stunde am Stück, und jetzt ist er, seit er das Krankenhaus heute Vormittag verlassen hat, schon an die sechs Stunden auf den Beinen. Vielleicht wäre er besser nicht zuerst nach Asakusa gegangen. Die Krankenschwestern hatten ihn schon gewarnt, dass es sinnlos sein würde. Die Häuser, die Straßen, die Bäume, seine Verwandten, alles weg. Und dann hatte er noch stundenlang Schlange gestanden, um seine Identitätskarte, seine Entlassungspapiere und die aufgelaufene Invalidenrente zu bekommen. Insgeheim hatte er gehofft, dass ihm als invalidem Veteranen der kaiserlichen Armee diese langen Wartezeiten erspart bleiben würden. Ein Blick auf die erschöpften und verhärmten Gesichter in den Schlangen belehrte ihn eines Besseren.

Die ID-Karte baumelt an einer Kordel, die er am Knopfloch seiner alten Uniformjacke befestigt hat, genauso wie er es bei anderen auf der Straße gesehen hat. Die Entlassungspapiere und zweitausend Yen trägt er in seiner Hosentasche. Auf dem Weg zum Bahnhof humpelt er am Postamt vorüber, wo zwei amerikanische Militärpolizisten mit Stahlhelmen Wache stehen. *Hello, John, how are you today?* Im Krankenhaus hörten die Schwestern einen Englischkurs im Radio, der immer mit demselben munteren Lied begann: *Come, come, English! / Come, come everybody / How do you do and how are you?* Die Sprache der Besatzungsmacht, die Sprache der neuen Zeit. Und er hatte in den vielen Monaten im Bett mitgemacht. *Fine, and how are you, Peter?*

Im Postamt herrscht ein Kommen und Gehen von westlichen

Männern und Frauen. Hideki bleibt wie ein ausruhender Schafhirte, die Hände auf seine Krücke gestützt, in einiger Entfernung stehen und schaut sie sich an, diese riesenhaften Wesen mit ihren gut gebauten Körpern und ihrer stilvollen Sommerkleidung. Die Absätze ihrer glänzenden Lederschuhe klacken selbstbewusst auf dem Pflaster. In der Fensterscheibe zu seiner Seite fängt er ein Bild von sich selbst auf: das kurz geschorene, struppige Haar und die verbrannte Gesichtshälfte als schwammig verwischter Fleck. Schnell wendet er den Kopf ab. Als einer der MPs zu ihm herüberschaut, humpelt er weiter.

Auf der anderen Straßenseite hockt ein Soldat in fahl gewordener Artillerie-Uniform auf einem Stück Pappe. Die Sonne knallt auf die mit Flickern besetzten Schultern. Am Tag vor der Verschiffung an die Front war Hideki mit Hunderten junger Soldaten durch Tokio marschiert, erfüllt von reiner Abenteuerlust, arglos und aufgekratzt. Wie stolz sie ihre nagelneue Uniform trugen und ihren Senninbari, die mit tausend Stichen von je einer anderen Frau bestickte Schärpe, um die Taille. Wo mochten sie geblieben sein, all die Schärpen, die den Sieg erzwingen sollten? Er verneigt sich vor dem Artilleristen, doch sein Schicksalsgenosse sieht durch ihn hindurch.

Als er nach Stunden erschöpft und durstig den Bahnhof Shinjuku erreicht, haben sich vor den Fahrkartenschaltern schon unwahrscheinlich lange Warteschlangen gebildet. Mit letzter Kraft schleppt er sich die Treppen hinauf und sieht von der bewachten Zugangssperre aus, wie sich auf dem Bahnsteig Menschenmassen zu den Wagen eines eben eingefahrenen Zuges stürzen. Sogar alte Leute und Frauen werden angeschnauzt und weggeschubst. Er spricht eine Rote-Kreuz-Schwester an, die an einer Trage wacht. Das Vogelgesicht einer alten Frau lugt unter einem Laken hervor, die Augen geschlossen, eine Strohsandale auf dem Bauch. Er erkundigt sich bei der Schwester, wie er noch rechtzeitig an eine Fahrkarte für die Chuo-Linie kommen könne.



»Für heute?«, fragt sie. »Unmöglich. Da muss man schon vor fünf Uhr früh in der Schlange stehen.«

Er wartet noch kurz in der Hoffnung, dass sie ihm irgendwie weiterhelfen könnte, doch sie schaut ohne ein weiteres Wort an ihm vorbei, als suche sie jemanden in der wimmelnden Menge.

»Ich war fünf Jahre fort von zu Hause«, stammelt er, und jedes Wort ist ein Betteln.

Die Schwester nickt, ohne ihn anzusehen. Weder die Narben in seinem Gesicht noch die Krücke neben seinem lahmen Bein machen Eindruck. Da wird ihm klar: In dieser Stadt wird sich niemand um ihn kümmern. Er starrt noch kurz auf die Strohsandale der alten Frau. Dann verneigt er sich vor der Krankenschwester und bahnt sich im gehetzten Gewimmel und Gedränge einen Weg die Treppe hinunter.

Auf dem Bahnhofsvorplatz kauft er an einem Stand ein Reisbällchen mit Ei und Seetang und eine Tasse Tee. Es ist schwül. Graue Wolken ziehen vorüber. In Massen hasten die Menschen fort, mit Bündeln bepackt oder Karren vor sich herschiebend. Er selbst besitzt nicht mehr als das, was er am Leib trägt. Er hat keinen Plan, weiß nicht, was er bis morgen früh machen soll. Zum ersten Mal an diesem Tag verspürt er etwas anderes als nervöse Ratlosigkeit. Das Gefühl jetzt grenzt schon eher an Angst. Und Angst ist mörderisch für den Geist, genau wie Schmerzen. An der Front hat er erlebt, wie der Verstand das Weite sucht und ein blindes Tier zurücklässt, das zu allem bereit ist, um dieser Angst und diesen Schmerzen zu entgehen. Darin waren sie sich gleich gewesen, Soldat, Leutnant, General, mit nur wenigen Ausnahmen. Bei denen handelte es sich meistens um einen armen Irren und ganz selten um einen, dem man keinen außergewöhnlichen Mut zugetraut hätte. Sie und nur sie waren die wahren Helden, diese unbedarften, stillen Akteure ohne Macht, ohne Geltungsdrang; sie hielten stand, während die Offiziere gar nicht schnell genug in die Schutzkeller kommen konnten. Zwischen den Wolken

blitzt kurz und giftig die Sonne hervor und taucht die Stände, die Häuser und die abfahrenden Züge in ein trübes Licht.

Er verlässt den Platz, um sich einen geeigneten Unterschlupf zu suchen, nicht zu weit vom Bahnhof entfernt, damit er sich morgen früh rechtzeitig für eine Fahrkarte anstellen kann. Beim Gehen wird seine Schulter von der Krücke immer weiter nach oben gedrückt. Er schleppt sich dahin wie eine aus dem Lot geratene Vogelscheuche. Vor einem brachliegenden Gelände macht er auf dem Gehweg Rast und verscheucht mit seiner Krücke zigarrenstummelgroße Kakerlaken.

Der Himmel zieht sich immer weiter zu, dunkel und drohend. Doch statt einer Abkühlung bringt die Wolkendecke noch ermattendere Schwüle. Mit dem Ärmel wischt er sich den Schweiß vom Gesicht. Die ersten Regentropfen fallen.

»He, Kamerad«, ruft es neben ihm.

Er schaut auf. Da steht ein junger Mann mit zurückgekämmtem, glänzendem Haar. Ein Windstoß reißt sein Oberhemd auf und bläht seine fleckige, ausgefranste Hose, aber er zuckt nicht mit der Wimper.

»Wohin gehst du?«, will der Mann wissen.

»Wohin ich gehe? Nach Hause. Morgen, wenn ich eine Fahrkarte für die Chuo-Linie gekauft habe.«

»Da musst du früh sein, Kamerad.«

»Das habe ich schon begriffen.«

»Oder jemanden kennen, der am Schalter arbeitet.« Der Mann zieht ein Päckchen Golden Bat aus der Hosentasche und bietet ihm eine Zigarette an. Er geht in die Hocke und hält die Hände schützend um die Flamme, während er Hideki Feuer gibt. »Bist du jetzt erst repatriiert worden?«, fragt er.

»Schon vor einem halben Jahr, aber ich bin dann gleich im Krankenhaus gelandet.«

»Woher bist du gekommen?«

»China.« Der Rauch sticht in seiner Lunge. »Und du?«

»Südseeinseln. Da gab es zuletzt überhaupt nichts mehr zu essen, nicht ein Reiskorn, nicht eine Heuschrecke. Ein Leutnant ist von der eigenen Truppe gefressen worden.« Er späht die Straße hinunter.  
»Was ist mit deinem Gesicht passiert?«

»Ich saß hinten auf einem Lastwagen. Alles war schon vorbei. Aber die Kommunisten hatten noch ein Abschiedsgeschenk für uns. Sie haben unseren Lastwagen mit Bazookas in die Luft gejagt. Mein Gesicht war nur noch offenes Fleisch, und mein Bein war zertrümmert. Im Kriegsgefangenenlager haben mich meine Kameraden am Leben erhalten.« Er bläst den Rauch aus. »Das ist meine erste Zigarette seit Ewigkeiten. Danke.«

»Hundert Yen kostet ein Päckchen heutzutage. Ein Lehrer verdient dreihundert im Monat.«

»Das ist Wahnsinn.«

Der Mann nickt. »Willkommen daheim. Hast du was zum Tauschen?«

»Nein, ich denke nicht.«

»Eine Uhr, einen Ring, Schlaftabletten, Schmerzmittel?«

»Nein, nichts.«

»Möchtest du Glimmstängel kaufen?«

»Nein, danke.«

»Du nimmst sie lieber gratis, hm?«

»Nein, entschuldige, ich dachte ...«

»Macht nichts. Ich kenne jemanden, der am Fahrkartenschalter arbeitet, es kostet was extra, aber dann brauchst du nicht vier Stunden Schlange zu stehen, um dann womöglich trotzdem leer auszugehen.«

Hideki schweigt. Er weiß nicht recht, was er von diesem Mann halten soll.

»Aber keiner zwingt dich.« Der Mann schaut zum Himmel auf. Zu den sich zusammenballenden Gewitterwolken, die unaufhaltsam von der Bucht heranziehen. Ein gelber Blitz leuchtet über seinem Kopf auf und durchzuckt den Himmel, aber es folgt kein Donner.

»Wo schläfst du heute Nacht?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Ich würde es mir nicht zu lange überlegen, denn wir kriegen ein ziemliches Sauwetter.« Der Mann zieht an seiner Zigarette, inhaliert tief und behält den Rauch lange in der Lunge. »Da hockst du nun, in dieser mistigen alten Uniform. Du warst bereit, für die Fahne und den Kaiser zu sterben, und trotzdem musst du dich ganz hinten anstellen. Wärst du da nicht lieber auf diesem Lastwagen hopsgegangen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, geht der Mann auf einen klapprigen Lieferwagen mit offener Ladefläche zu, wo er einen Schwatz mit dem Fahrer hält und dabei sein Päckchen Zigaretten hervorzieht. Hideki schaut von seinem Platz auf dem Gehweg aus zu. Der Regen klatscht in schrägen Bahnen herunter. Das Wasser rinnt ihm vom Kragen in den Nacken, als der Mann zurückkehrt.

»Na, hast du dich schon entschieden, Soldat?«, fragt er. »Wenn du keine zu hohen Ansprüche stellst und versprichst, mir nicht auf die Nerven zu gehen, kann ich dir zu einem Schlafplatz verhelfen.«

»Ist es weit?«

»Zu weit für ein Hinkebein.« Er macht eine Kopfbewegung zu dem Lieferwagen hinüber. »Ich hab für fünf Zigaretten eine Mitfahrgelegenheit geritzt.«

»Und morgen? Ich muss morgen in aller Frühe am Bahnhof sein.«

»Darf ich dir einen Rat geben?« Der Mann lacht in sich hinein. »Immer schön ein Tag nach dem anderen, Kamerad.«

Ohne ein weiteres Wort dreht er sich um und geht zu dem Lieferwagen. Hideki zögert kurz und richtet sich dann mühsam auf. Mit seiner Krücke die nassen, glatten Steine abtastend, um nicht auszurutschen, humpelt er hinter dem Mann her.

Auf der Ladefläche, eine Plane über ihre Köpfe gezogen, sitzen sie an Teekisten und Jutesäcke gelehnt. Für Hideki sehen die Straßen und Häuserruinen alle gleich aus. Kreuzungen, Unterführungen, Kanäle

und weitere nasse Straßen mit weiteren nassen Menschen. Er späht unter dem Rand der Plane hervor und hält nach dem großen Park Ausschau, wo sie an jenem fernen, triumphalen Tag mit Bannern und Musikkapelle und Busladungen von Schulkindern, die sangen und Fähnchen schwenkten, verabschiedet wurden. Der Abend senkt sich herab, und Blitze erleuchten den dunkler werdenden Himmel jenseits der Häuser, verzweigen sich und verlöschen.

»Wie heißt du, Kamerad?«, fragt der Mann.

»Hideki.«

»Toru.«

Sie schütteln einander die Hand. Hideki wendet sich von Toru ab und tastet in seiner Hosentasche, um vorsichtig einen Geldschein herauszuziehen. Aber es gelingt ihm nicht, einen einzelnen Schein herauszupflücken, ohne gleich das ganze Bündel aus der Tasche zu befördern. Toru sieht sein Gefummel und schaut weg. Rasch nimmt Hideki einen Fünfzig-Yen-Schein und stopft den Rest in seine Tasche zurück.

»Hier, für die Zigarette.«

»Nicht nötig«, sagt Toru.

»Doch, du hast auch dem Fahrer etwas gegeben.«

»Danke, Kamerad«, sagt Toru und nimmt den Schein an.

Nach einiger Zeit hält der Wagen, und sie klettern von der Ladefläche. Sie gehen zu Fuß weiter und werden alsbald von engen, dunklen Gassen geschluckt. Hidekis Krücke und seine Soldatenstiefel versinken im Matsch. Es wird immer voller. Finstere Gestalten drücken sich mit hochgeschlagenem Kragen an Hauswände und folgen ihm mit dem Blick. Sie nähern sich einer Bar, deren Neonreklame nicht leuchtet. Hinter dem Vorhang in der Tür ist Musik zu hören.

»Wohin gehen wir?«, fragt er.

»Keine Bange.«

Toru verbeugt sich vor zwei amerikanischen Soldaten, die in kameradschaftlicher Umarmung aus der Bar kommen, und Hideki folgt seinem Beispiel. In der Bar wird getanzt. Ein Amerikaner hebt

ein kreischendes Mädchen von der Tanzfläche in die Höhe und wirbelt es herum.

»Das nennen sie Frieden«, murmelt Toru.

Als der Krieg schon so gut wie verloren war, hatte man Hideki gemahnt, dass sie nicht aufgeben dürften, niemals. Sonst würden die Amerikaner Japan und das japanische Volk auslöschen. Es ist anders gekommen: Er, und nicht allein er, lebt noch, und die Amerikaner tanzen mit ihren Mädchen.

Sie ziehen draußen im Regen weiter, durch ähnliche Gassen mit Bars und Tanzlokalen. Wohin er auch schaut, überall dieselbe Aufdringlichkeit, diese Mischung aus Musik, Zigarettenqualm und zischenden Mädchen mit toupiertem Haar. Die Stadt ist ihm unbegreiflich. Wie ein Film, der schon halb herum war, als er ins Kino kam. Er will hier weg.

»Wie weit ist es noch?«, fragt er.

»Gefällt dir nicht, was du siehst?«, erwidert Toru lachend. »Du wirst dich dran gewöhnen müssen.« Für Toru scheinen diese dunklen, grotesken Gassen vielmehr Energiespender zu sein, als springe eine verführerische Spannung auf ihn über.

Bei einem kleinen Haus mit Brettern vor den Fenstern heißt Toru ihn warten, während er selbst hineingeht. Vor der Tür stehend, denkt Hideki an morgen früh. Nichts darf ihn daran hindern, aus Tokio wegzukommen. Als Toru wieder nach draußen tritt, ist er in Begleitung eines Mädchens in geblütem Rock. Sie hält sich ein Stück Pappe als Regenschirm über den Kopf und scheint den Blickkontakt mit Hideki ganz bewusst zu vermeiden, weshalb er ihr Gesicht nicht richtig sehen kann. Schweigend gehen sie weiter, und es kostet ihn immer größere Mühe, mit den beiden anderen Schritt zu halten.

»Geht es, Kamerad?«, erkundigt sich Toru. »Noch eine Viertelstunde durchhalten, dann sind wir da.«

Dann und wann sieht er das Mädchen von der Seite an, doch sie erwidert seinen Blick nicht ein einziges Mal. In der Frauenabteilung des Krankenhauses wurden Mädchen behandelt, denen wer weiß

was in den Gliedern steckte. Einsame Seelen, die auf der Suche nach einem besseren Leben aus der Provinz nach Tokio gezogen waren. Sie hatten hier weder Freunde noch Verwandte. Sie hätten alles zurückgelassen, sagten die Schwestern. Vielleicht war dies so ein Mädchen, das eigentlich nicht hierhergehörte. Genau wie er. Mit dem Unterschied, dass er morgen nach Hause fahren würde.

Sie erreichen eine breite Straße, in der alle Laternen brennen und auffallend viele amerikanische Militärfahrzeuge unterwegs sind. Die Krücke drückt in seiner Achsel. Sein schlimmes Bein ist schwer wie Blei. Er richtet den Blick geradeaus. Dunkle Flecken tanzen vor seinen Augen.

Gerade als er denkt, dass er gleich zusammenbricht, bleiben sie vor einem großen Gebäudekomplex aus Ziegelstein auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen. Vor einer gläsernen Drehtür spiegelt ein Wasserbassin die Lichter der schmiedeeisernen Außenbeleuchtung wider. »Hotel«, liest er an der Fassade.

»Nicht weggehen«, sagt Toru zu ihm, »es kann ein Weilchen dauern, aber ich komme wieder.« Und dann zu dem Mädchen: »Ich gehe zuerst.«

Mit den Händen in den Hosentaschen überquert Toru die Straße und lässt das Mädchen und Hideki zurück.

Zum ersten Mal sieht das Mädchen ihn an. »Wie heißt du?«, will sie wissen.

»Hideki. Und du?«

»Etsu.«

Sie hat eine leise, fast kindliche Stimme.

Toru steht inzwischen auf der anderen Straßenseite und nickt dem Mädchen auffordernd zu. Etsu schaut zu Toru hinüber und dann wieder zu Hideki. In ihren Augen liest er resignierte Mutlosigkeit, aber auch eine flehentliche Bitte, eine Aufforderung, der er genauso wenig nachkommen wie sich ihr entziehen kann. Dann geht sie über die Straße, und er blickt ihr nach. Ihr geblümter Rock klebt wie ein triefnasses Wischtuch an ihren mageren Beinen.

Als Toru und das Mädchen in einer Seitenstraße verschwunden sind, stützt sich Hideki mit beiden Händen auf seine Krücke und bestaunt das Hotel mit seinen Lichtern und seinem Bleiglas. Die Außenmauern sind nicht gerade und glatt, sondern bestehen aus vielen versetzten Ebenen mit plastisch ausgeleuchteten Säulen und Nischen. Wenn ein Wagen hält, eilt der Portier in Uniform mit goldenen Tressen und Epauletten mit einem Regenschirm herbei. Aus den Wagen steigen westliche Frauen in Abendkleidung und Männer mit Gesichtern wie Kochschinken.

Als Toru endlich wiederkommt – ohne das Mädchen –, kauert Hideki erschöpft wie ein obdachloser Bettler auf der Straße. Vielleicht hat er sogar kurz geschlafen. Mühsam rappelt er sich hoch und folgt Toru auf die andere Straßenseite.

»Wo ist sie?«, fragt er, kaum in der Lage, mit Torus Tempo Schritt zu halten, während sie immer wieder um eine Straßenecke biegen, bis sie auf ein Gelände mit hohen Trümmerhaufen gelangen.

»Abgeliefert«, lautet die Antwort.

»Wo?«, fragt er.

»Im Hotel. Hier warten.« Toru hindert ihn mit gespreizter Hand auf seiner Brust am Weitergehen. Sie ducken sich im Dunkeln hinter einen Berg aus Sand und Schutt.

»Bei wem«, flüstert er, »was macht sie da im Hotel?«

»Sie spielt eine Partie Schach, psst! Siehst du den MP?« Toru zeigt zu einem Mann, der mit Gewehr an der Schulter eine Steinmauer entlangläuft, die Rückseite des Hotels, wie es scheint.

Er nickt.

»Sowie er um die Ecke ist, gehen wir.«

»Wohin?«, fragt er, aber Toru gibt mit einem Nicken das Zeichen, dass es so weit ist, und setzt sich in Bewegung. Wieder bleibt ihm nichts anderes übrig, als Toru zu folgen. Zwischen einigen großen Mülltonnen hindurch gelangen sie zu einer Tür auf der Rückseite des Hotels, wo ein Schildchen »Personaleingang« hängt, und er denkt, sie würden hier eintreten. Doch Toru ist schon weitergegan-



gen, auf ein hohes Bambusgatter zu, das an der Wand lehnt. Unter seinen Soldatenstiefeln weicht das Pflaster einem schlammigen Untergrund, in den seine Krücke einsinkt. Toru zieht das mit Schilfmatten bespannte Gatter zu sich heran und bedeutet ihm, durch die Öffnung zu schlüpfen. Als sie beide hindurch sind, hebt Toru das Gatter wieder an seinen Platz zurück. Ein Teil der Hotelmauer ist hier eingestürzt, und vor ihnen klafft ein mehrere Meter breites Loch im Boden. Schnell und behände lässt Toru sich dort hinunter.

Er selbst steht noch am Rand des dunklen Lochs, das drohend unter ihm gähnt wie ein Tor zur Hölle. »Was ist das hier?«, stößt er mit belegter Stimme hervor.

»Keine Sorge, Kamerad«, sagt Toru und streckt ihm die Hand hin. Er lässt seine Krücke los und wirft sie in das Loch. Noch einmal holt er tief Luft, dann ergreift er die ihm hingestreckte Hand Torus, die sich kühl und rau anfühlt. Im nächsten Moment lässt er sich auf dem Rücken über den Sand hinunterrutschen. Es ist, als falle er in einen Brunnenschacht. Unten angelangt, sackt er in sich zusammen. Die Dunkelheit ist jetzt vollkommen. Ein Ort ohne Licht, ohne Hoffnung.

Nach der Eisenbahnunterführung gelangen sie in den Teil der Stadt, in dem zwischen verkohlten Ruinen noch einzelne Gebäude stehen, die Bombenangriffe und Brände wundersamerweise unbeschadet überstanden haben. Schilder mit der Aufschrift *Off Limits* mahnen die GIs, dass sie hier nichts zu suchen haben, es sei denn, sie wollen sich mit der Militärpolizei anlegen oder einen Tripper made in Japan einfangen. Er tupft sich mit seinem Taschentuch den Schweiß vom Nacken. Wieder dieser beobachtende Blick von Sergeant Benson im Rückspiegel. Als ahne sein Fahrer, was er sucht, denn ohne dass er darum gebeten hätte, fährt der Wagen langsamer. Von seinem Platz auf der Rückbank schaut er nach den Mädchen auf der Straße. Sie hier wiederzufinden ist unwahrscheinlich, aber an Aufgeben will er noch nicht denken. Er sieht sich gern als Mann, der seine Chancen zu nutzen versteht, so gering sie auch sein mögen. Die Mädchen verschwinden, sagte der alte Mann. Aber wohin? Auf einer ebenen, leeren Fläche steht, einem Wandschirm gleich, eine Mauer frei im Raum. Das Scheinwerferlicht gleitet über wucherndes Unkraut. In einem Ölfass brennt ein Feuer. Die über den Rand hinaustanzenden Flammen werfen mit dem Flattern von Nachtfaltern ihr glühendes Orange auf die Gesichter dreier Mädchen. Er lässt Sergeant Benson noch ein kleines Stück weiterfahren und steigt aus.

Schotter knirscht unter seinen Schuhen, als er sich dem Ölfass mit dem Feuer nähert. Mit Herzklopfen erinnert er sich an die Warnung des niederländischen Botschafters. »Geh auf keinen Fall allein aus.« Nie hat es ihn in die ärmliche, raue Welt der Randexistenzen gezogen. Neben der Welt, in der er lebt, dem Leben, das er sich mit gro-

ßem Einsatz und viel Hingabe aufgebaut hat, fühlt er sich nur in der strengen, klaren Welt des Gerichtssaals und der Gesetzbücher zu Hause. Darin findet er sich zurecht. Mit Tokio verbindet ihn rein gar nichts, mit den Straßen und Gebäuden genauso wenig wie mit den drei Mädchen bei dem Fass, die ihm ihre stark geschminkten Gesichter zuwenden. Als hätten sie ihn erwartet, kommen sie ihm entgegen. Ihre roten Lippen und ihre leger über dem Nabel zusammengeknöteten Blusen lassen ihn an die Filmsternchen in den amerikanischen Zeitschriften denken, die in der Hotelloobby herumliegen. Sie ist nicht dabei, stellt er fest.

»Where you from?«, fragt ein Mädchen in geblühtem Rock und auf Stöckelschuhen. Ihre länglich geschnittenen Augen schillern unnatürlich.

»The Netherlands«, sagt er.

»United States okay.« Sie stößt beim Sprechen auffällig viel Luft zwischen den Zähnen hervor.

Das Geräusch eines Autos hinter den Mädchen weckt deren Aufmerksamkeit. Ein amerikanischer Jeep fährt bis an das Feuer heran. Eines der Mädchen ruft: »Hi, Jim!« Mit ihrer Freundin zusammen stakst sie auf ihren Stöckelschuhen eilig zu dem Fahrzeug hinüber. Unter entzückten Ausrufen begrüßen sie die beiden lässig aussteigenden Soldaten. Das Mädchen, das ihn angesprochen hat, scheint unschlüssig zu sein, ob sie ihren Kolleginnen folgen soll. Aber dann hakt sie sich, ohne zu fragen, bei ihm ein.

»Wohin gehen wir?«, will er wissen, als er merkt, dass sie ihn mitzieht.

»Alles sauber«, sagt sie, »United States okay.«

»Kennst du ein Mädchen namens Yuki?«, fragt er.

»Yuki?«, wiederholt sie. »Yuki okay.«

Das hat keinen Sinn. Er erwägt, zu seinem Wagen zurückzukehren. Es soll in Tokio auch ganz schicke Freudenhäuser geben, mit Geishas, die musizieren und Tee reichen, bevor sie ihren amtlich auf Bordellkrankheiten hin geprüften Körper sprechen lassen.

Das Mädchen zieht ihn besitzergreifend mit. Es ist dunkel und still auf der Straße. Zwei barfüßige Kinder mit schmutzigen Gesichtern treten aus der Dunkelheit, klein, mager und auf der Hut. Das Mädchen drückt sich an ihn. Mit der Reibung ihrer schwingenden Hüfte scheint sie ihn, als wenn das noch nötig wäre, von einer gewissen sexuellen Abenteuerlust überzeugen zu wollen. Von ferne, wo eine einsame Laterne brennt, ist Gitarrenmusik zu hören.

»Zigaretten?«, fragt das Mädchen.

Er bietet ihr eine Zigarette an und schaut auf ihr hochgestecktes Haar, während sie sich über das Flämmchen seines Feuerzeugs beugt.

»Lucky Strike okay«, bekundet sie enthusiastisch.

Er überlässt ihr das ganze Päckchen.

Sie gelangen zu einem kleinen Holzhaus, und sie tritt als Erste durch einen Vorhang ein. In der Diele hockt eine alte Frau mit verschlagenem Blick breitbeinig vor einem großen Ventilator und schaufelt mit Stäbchen in Seetang gewickelte Reisbällchen aus einer Schüssel in sich hinein. Im Obergeschoss liegen zu beiden Seiten des Flurs kleine Zimmer, die durch Zwischenwände aus Schilfgeflecht voneinander abgetrennt sind. Aus einem der Zimmerchen tritt ein rothaariger amerikanischer GI mit Sommersprossen im runden Gesicht. Ein nacktes Mädchen liegt auf dem Futon auf dem Boden. Er erschrickt, so jung ist das magere Kind, das auf dem Bauch liegt und wie in Trance vor sich hin starrt. Als er und der Amerikaner sich in dem schmalen Flur Brust an Brust aneinander entlangschieben, sehen sie sich kurz an. Am Ende des Flurs folgt er seinem Mädchen in ein Zimmerchen, wobei er sich bücken muss, um sich nicht den Kopf zu stoßen. Auf dem Fußboden ein fleckiger Futon, daneben ein mit Wasser gefüllter Holzbottich und ein Zwergenschemel. Die Schilfwände riechen nach antiseptischen Mitteln. Dahinter ist Gestöhne zu hören. Das Mädchen breitet eine Decke über den Futon. Sie ziehen sich aus.

»Du großer Mann.« Nackt nähert sie sich dem Schemel, auf dem er sitzt. »United States okay.«

Er muss an die freundliche, sittsame Stimme denken. Die Hände, die seinen Rücken massierten. Sie roch nach Mandeln. In der Umsichtigkeit, mit der sie ihn im Haus der alten Leute verwöhnt hatte, lag für ihn auch eine gewisse kühle Abgeklärtheit, eine Zurückhaltung, die er schätzte, weil sie ihm angebracht und aufrichtig zu sein schien.

»Wie heißt du?«, fragt er das Mädchen.

»Kumi.«

Sie tut einen weiteren lautlosen Schritt in seine Richtung und drückt nun schon fast ihren nackten, flachen Bauch gegen sein Gesicht.

»Wie alt bist du?«, fragt er.

»Neunzehn? Okay? United States okay«, plappert sie.

Das Stöhnen im Zimmerchen nebenan wird heftiger und geht in ein tiefes Brummen über. Sie kniet sich vor ihn und zwingt sich zwischen seine behaarten Schenkel. Er lehnt sich mit dem Rücken an die feuchte Wand.

»Okay?« Unsicher schaut sie im Halbdunkel zu ihm auf.

»Es tut mir leid.« Er erhebt sich und zieht sich wieder an. Die Geldscheine, die er ihr in die Hand drückt, scheinen ihre Enttäuschung zu mildern.

Er geht in die Nacht hinaus und macht sich auf die Suche nach Sergeant Benson.

Im Hotel steht er zum zweiten Mal an diesem Abend unter der Dusche und denkt über seinen Fehler nach. Er ist ein glücklicher Mann, diese Gewissheit hat ihn selbst in diesem Moment nicht verlassen. Mit achtunddreißig Jahren ist er seiner Lebensplanung und allem, was er sich erhofft hatte, ein Stück voraus. Er hat eine intelligente Frau aus gutem Hause, er hat eine Tochter und zwei Söhne, von denen der jüngere, Bas, zwar unter Atembeklemmungen leidet, doch wie ihm sein Schwager, Chefarzt des Akademischen Krankenhauses in Utrecht, versichert hat, wird sich das auswachsen. Er

war Richter in Breda und Middelburg, und als Hochschullehrer für niederländisch-indisches Recht in Leiden hat er zwei einflussreiche Werke verfasst. Sein Außenministerium hat ihn nach Tokio entsandt.

Ein halbes Jahr lang hat er es ohne Frau ausgehalten. Als sich freilich abzeichnete, dass er noch weit länger von zu Hause fort sein würde, sagte er sich, dass es besser wäre, seinen körperlichen Bedürfnissen nachzukommen. Unbefriedigte natürliche Begierden würden ihn von seiner Arbeit ablenken und Dorien zu der Frau machen, die seiner körperlichen Befriedigung im Wege stand. Wenn er aber ein geeignetes, anständiges Mädchen fand, mit dem er sich einmal die Woche treffen konnte, ohne dass Liebe im Spiel war, würde er seinem Körper helfen, es seinem Geist zu ermöglichen, die Gedanken an Dorien rein zu halten. Vielleicht würde er ihr das alles so erklären, wenn er wieder in den Niederlanden war.

Doch seine Erfahrung in dem schmuddeligen und verwanzten Zimmerchen hat solche Erwartungen zunichtegemacht. Er hat sich geirrt, Verdorbenheit mit Erotik verwechselt. Nie hat er sich von Gemeinheit und Schmutz demoralisieren lassen, weder in seiner Kindheit noch später als Richter. Auch jetzt wird das nicht passieren.

Er legt eine Schallplatte von Beethovens Klavierkonzert Nummer fünf auf und schreibt einen Brief an seine Tochter, den Dorien ihr wird vorlesen müssen, denn seine Jüngste ist erst drei Jahre alt. Er macht eine Zeichnung von dem japanischen Mann dazu, den er gesehen hat, mit dem spitzen Strohhut und den Körben an der Tragestange über den Schultern. Dann schreibt er einen Brief an seinen jüngeren Sohn und daran anschließend einen ausführlicheren an seinen Ältesten. Bis ins Detail beschreibt er ihm die großen Lotusblüten im Teich des Parks, seine Ausritte im Morgennebel und wie Babys hier von jungen Müttern in Tüchern auf dem Rücken getragen werden. Beiden Jungen legt er ans Herz, sich in der Schule anzustrengen und ihrer Mutter nach Kräften im Haushalt zur Seite zu stehen. Zum Schluss schreibt er einen dreiseitigen Brief an Dorien. Er spielt die

Platte ein zweites Mal und liest die Briefe Wort für Wort durch, während er in der beschwingten, erhabenen Musik aufgeht.

Spätnachts setzt er seinen Namen unter den letzten Brief. Immer noch hängt die Hitze schwer im Raum, als er seine Nachttischlampe ausmacht. Plötzlich hallt ein grauenerregender Schrei durch die Finsternis, und nach kurzer Stille ein weiterer, der in Wimmern übergeht. Irgendjemand, eine Frau, scheint in Not zu sein, Schmerzen zu leiden. Im Hotel ist Frauenbesuch auf dem Zimmer nicht gestattet, aber mit dieser Hausregel nimmt man es offenbar nicht so genau. Es geht das Gerücht, dass die Pagen gegen Bezahlung Mädchen durch den Personaleingang auf der Rückseite des Hotels hereinschmuggeln. In Gedanken geht er die Zimmer auf seinem Stockwerk ab. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs wohnt seit einigen Wochen ein schlanker, schweigsamer Japaner mit wässrigen Augen, der immer weiße Anzüge und Hut trägt. Zwei Zimmer weiter auf seiner Seite des Flurs ist der amerikanische Colonel untergebracht, von dem behauptet wird, dass er ein hohes Tier beim Nachrichtendienst sei, aber was er in Tokio treibt, weiß wohl niemand so genau, nur, dass er sich gegen Cash japanische Mädchen aufs Zimmer liefern lässt.

Es ist jetzt still. Vielleicht stammten die Laute ja nicht von einem verzweifelten Mädchen im Zimmer des Colonel, sondern von den Katzen, die sich, wie der Manager des Hotels erzählt hat, auf der Rückseite des Gebäudes, wo Mauern aufgerissen sind und Keller freiliegen, eingenistet haben und für Lärmbelästigung sorgen. Sie sind nicht zu fangen, lassen sich nie über der Erde blicken. Nur ihr nächtliches Lust- und Kampfgeschrei zeugt von ihrer Existenz.

»Die Gäste werden ab sieben Uhr erwartet«, beginnt Frau Haffner ihre Instruktionen für die *soirée culturelle*. Die Friseurin ist gerade gegangen. Sie hat ihr blondes, mit weißen Strähnen durchsetztes Haar zu einem wahren Kunstwerk gestaltet, hoch aufgetürmt und in vollendet verschlungener Welle mit einer Schildpattspange am Hinterkopf festgesteckt. Hochgewachsen – nach japanischen Maßstäben, zumal für eine Frau, riesenhaft – und ein stetes Blitzen in den blassblauen Augen, steht Frau Haffner neben dem mit einem Seidentuch abgedeckten Konzertflügel. Michiko ist von ihrer Ausstrahlung noch genauso beeindruckt wie bei der ersten Begegnung mit der Grande Dame der klassischen Musik vor sechs Jahren am Tokioter Konservatorium. Frau Eva Haffner, Musikpädagogin, gab dort neben Klavier- und Cembalo-Unterricht auch Gesangsstunden. Die Reputation, die sie sich unter Musikliebhabern sowohl durch ihre Auftritte in Theatern und Konzertsälen als auch durch ihr musiktheoretisches Wissen erworben hat, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Als Lehrerin hat es Frau Haffner sogar bis an den Kaiserhof gebracht. Weil Michikos Stimme Frau Haffner an ihre in Europa lebende Tochter erinnert hat, die ebenfalls klassische Sängerin ist, wurde sie schon bald in besonderer Weise von ihr gefördert. Michiko kam in den Genuss täglicher Privatstunden bei Frau Haffner zu Hause, in denen neben ihrer Stimme auch ihrer Körperhaltung und Mimik strenge Beachtung geschenkt wurde. Und das war noch nicht alles, denn bald darauf wurde sie auf Tokios führendes Spracheninstitut geschickt, um dort auf Kosten von Frau Haffner Englisch und Deutsch zu lernen. Von Beginn an war deutlich, dass sie mit Michiko Großes vorhatte.

»Ich erwarte vierzehn Gäste, darunter Herrn Mitsui und Toch-



ter, Herr und Frau Kawabata und den Chefredakteur der *Asahi Shimbun*. Du assistierst Frau Tsukahara beim Abnehmen der Mäntel und beim Herumreichen von Aperitif und Häppchen. Achte darauf, dass die Schuhe ins Dienstbotenzimmer gebracht werden, ich möchte absolute Ordnung im Eingangsbereich. Du trägst den türkisfarbenen Kimono. Um acht Uhr beginnt das Programm mit einem jungen Lyriker, der aus seinem Gedichtband liest. Um halb neun spiele ich Chopins Etüde Opus elf. Danach trittst du hinter dem Wandschirm hervor auf. Ich begleite dich auf dem Flügel. Wir geben Schuberts *Heidenröslein* und *Frühlingsglaube* und anschließend das *Wiegenlied*. Schwarzes Kleid, schwarze Schuhe, Haare aufgesteckt, klar?»

»Ja, Frau Haffner.«

»Noch etwas, Herr Mitsui hat Blumen schicken lassen. Ich möchte sie in der großen Vase im Salon haben.«

In der Küche, bei Frau Tsukahara, die murrend zwischen dem Herd und dem Tisch mit den Platten hin- und herhuscht, isst sie eine Suppe mit Krabben und weißem Reis. Sie kaut und schluckt langsam, genießt jeden Bissen, jedes Körnchen, das ihr auf der Zunge zergeht.

Dann erledigt sie unter dem Blick der Kurtisanen auf den alten Tuschezeichnungen an der Wand geschwind die ihr aufgetragenen Arbeiten, eine nach der anderen. Um kurz vor sieben zündet sie, in ihren Kimono gehüllt, die Kerzen in Salon und Eingangsbereich an. Draußen auf der Veranda entzündet sie auch die bunten Lampions, die an Schnüren zwischen den Bäumen hängen. Sie bleibt einen Augenblick stehen und schaut in den Vorgarten. Frau Haffners großes, elegantes Haus im westlichen Stil steht in einer von Bäumen gesäumten Straße. Vor der Besetzung wohnten hier die japanischen Familien aus den besseren Kreisen, doch sie haben ihre Häuser amerikanischen Generälen und westlichen Diplomaten überlassen müssen. Frau Haffner wohnte damals schon hier, mit ihrem Konzertflügel und ihrem aus Deutschland übergeführten antiken Cem-



Kees van Beijnum

## **Die Zerbrechlichkeit der Welt**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-10281-7

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Tokio 1946: Eine dramatische Liebesgeschichte vor dem Hintergrund der Kriegsverbrecherprozesse

Tokio 1946: Der Richter Rem Brink ist vom niederländischen Außenministerium zu den sogenannten Tokioter Prozessen gesandt worden, um mit den Siegermächten die japanischen Kriegsverbrechen aufzuarbeiten. Brink ist sich seiner besonderen Verantwortung bewusst, sucht gleichzeitig aber auch Zerstreuung in einer Liaison mit der jungen Sängerin Michiko. Durch sie lernt er eine ganz andere, faszinierende Seite Japans kennen. Doch als Michiko ihn um einen Gefallen bittet, der seinen politischen und moralischen Grundsätzen widerspricht, wird die Beziehung auf eine harte Probe gestellt ...

Die Zerbrechlichkeit der Welt ist eine ergreifende Liebesgeschichte und ein Roman über kulturelle Fremdheit, Neuanfang, Schuld und Vergebung. Kees van Beijnum bettet dies eindringlich und authentisch in ein weltpolitisch bedeutsames, aber kaum bekanntes Kapitel der Nachkriegszeit ein.



[Der Titel im Katalog](#)